

Auer Tageblatt

und Anzeiger für das Erzgebirge

mit der wöchentlichen Unterhaltungsbeilage: Auer Sonntagsblatt.

Verantwortlicher Redakteur:
Fritz Arnold.
Für die Inserate verantwortlich:
Walter Kraus.
Beide in Aue i. Ergzb.

Sprechstunde der Redaktion mit Ausnahme des Sonntags nachmittags von 4—6 Uhr. — Telegramm-Adresse: Tageblatt Auergebirge. — Fernsprecher 22.
Für unweilhaft eingehende Manuskripte kann Gewähr nicht geleistet werden.

Druck und Verlag:
Auer Druck- u. Verlags-Gesellschaft
m. b. H.
in Aue i. Ergzb.

Bezugspreis: Durch unsere Boten frei ins Haus monatlich 60 Pfg. Bei der Geschäftsstelle abgeholt monatlich 40 Pfg. und wöchentlich 10 Pfg. — Bei der Post bestellt und selbst abgeholt vierteljährlich 1,30 Mk., monatlich 30 Pfg. — Durch den Briefträger frei ins Haus vierteljährlich 1,32 Mk., monatlich 34 Pfg. — Einzelne Nummer 10 Pfg. — Deutscher Postzeitungskatalog. — Erscheint täglich in den Mittagsstunden, mit Ausnahme von Sonn- und Feiertagen.

Insertionspreis: Die schlagzeilige Kopfzeile oder deren Raum für Inserate aus Aue und den Ortschaften des Amtshauptmannschafts Schwarzenberg 10 Pfg., sonst 15 Pfg. Reklametexte 25 Pfg. Bei größeren Abzählungen entsprechende Rabatte. Annahme von Anzeigen bis spätestens 9 1/2 Uhr vormittags. Für Aufnahme von größeren Anzeigen an bestimmten Stellen kann nur dann Gehört werden, wenn sie am Tage vorher bei uns eingehen.

Diese Nummer umfasst 10 Seiten.

Das Wichtigste vom Tage.

Der erste Vorsitzende des Evangelischen Bundes Gyllens v. Bessel hat sein Amt niedergelegt.

Die Reichstagskommission für die elfab-lotbrinische Verfassungszurück hat die Beratung des Entwurfs über die Wahlen zur zweiten Kammer. Die Regierungsvorlage wurde mit 14 gegen 18 Stimmen abgelehnt.

Nach einer lebhaften Debatte über unsere auswärtige Politik im Reichstag besprach der Reichstagsler die Haltung der Reichsregierung in der Währungsfrage. (S. Weiterart. u. Tel.)

Kaiser Franz Joseph unterzeichnete das Patent, über die Auflösung des Abgeordnetenhauses. Die Neuwahlen werden in der ersten Hälfte des Monats Juni stattfinden.

Der grundlegende Paragraph für die Feuerbestattung in Preußen wurde von der Kommission des preussischen Abgeordnetenhauses abgelehnt.

Der Weltfrieden.

Die Bewegung zur Begründung eines Schiedsgerichts für Streitigkeiten zwischen Nordamerika und England macht anscheinend Fortschritte. Aus Washington meldet Reuters Telegraphisches Bureau mit einer demonstrativen Gesinnung: Der schriftliche Entwurf des englisch-amerikanischen Schiedsgerichtsvertrages macht solche Fortschritte, daß Präsident Taft hofft, ihn dem Senat bei seiner herannahenden außerordentlichen Tagung vorlegen zu können. Die Verfasser wollen ihn zu einem Muster für zukünftige Verträge machen und es soll tatsächlich in jedem Streitfall eine schiedsgerichtliche Lösung erfolgen. — Diese Wendung wird keinen aussergewöhnlichen Beobachter überraschen. Die Bestrebungen, alle Differenzen zwischen den beiden angrenzenden Völkern auf den Weg friedlicher Beilegung zu verweisen, datieren nicht von heute und gestern. Als Prinz Heinrich im Jahre 1902 in Har-

vard zum Doktor promoviert wurde, wußte der Präsident der Universität, Elliot, den man wohl manchmal einen nordamerikanischen Kultusminister genannt hat, den Entschluß der Fakultät nicht anders zu begründen, als indem er den Prinzen als den Enkel der Königin Victoria von England vorstellte, die einst ihrem Minister ein Ultimatum mit den authentischen Worten abgelehnt habe: I never would sign a paper that meant war against the United States (ich werde nie ein Attentat unterschreiben, das Krieg gegen die Vereinigten Staaten bedeutet). Jedenfalls ist man im Lande Carnegies schon längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Fortsetzung des Konflikts mit gewaltsamen Mitteln, wie Bismarck den Krieg nannte, eine überwundene Form der Staatskunst bezeichnet.

Amerika wünscht zweifellos Frieden mit einem großen Teil der Welt, namentlich mit England, aber auch mit Deutschland und Rußland, weil es viel zu klug ist, um sich nicht selbst darüber zu äussern, daß es in einem Falle, nämlich Japan gegenüber, vermutlich um die Anwendung von Gewaltmitteln nicht herumkommen wird, und daß gerade dieser eine Fall außerordentliche Mühen und Anstrengungen kosten wird. Und England fühlt und erklärt ganz offen — der bekannte politische Schriftsteller Norman Angell sprach es dieser Tage mit der größten Freimütigkeit aus — daß es keine großen und wertvollen Hauptkolonien, Indien, Australien, Kanada, Südafrika, als ein mittelbares Eigentum faktisch längst verloren hat und sich dort den Vorrechten nur noch durch Freundschaft und Freundschaft erhalten kann — daß aber die paar Kolonien, die es noch unbedingt beherrscht, wie Ostafrika, eben nicht viel wert sind. Die großen, von weissen Vätern bewohnten und wirtschaftlich hochentwickelten Dominions lassen sich von England mit Gewalt nicht mehr zwingen: sie wollen in Frieden und Freundschaft mit dem alten Mutterland weiter leben, aber politisch — auch in der Flottenfrage — und wirtschaftlich ihre eigenen Wege gehen. Lord Kitchener hat man ja mit der größten Höflichkeit aus Canada hinaustrompetiert, und in Südafrika hat man dem holländischen Element beinahe Autonomie gemahnen müssen. England weiß so gut wie Amerika, wie viel es in Zukunft durch die amerikanische Union verlieren kann: auch der äussere Uebergang Canadas und Britisch-Indiens in das Verwaltungsgebiet einer künftigen panamerikanischen Bundesrepublik hängt bald nur noch von dem guten Willen und der mehr oder minder großen Höflichkeit Amerikas ab. Nach der Vollendung des Panamakanals wird eine Landung amerikanischer Dreadnoughts in Australien kein schwieriges Unternehmen mehr sein. Wenn Nordamerika Mexiko und die mittelamerikanischen Staaten binnen kurzem verliert haben wird, verfügt über eine zusammenhängende Bevölkerungsmasse von 150 Millionen, das ist eine Ziffer,

die selbst für England beträchtlich ist. Einland wie Amerika haben also beide das Interesse, Frieden zu halten, namentlich gegen einander.

Mit Recht fragt man sich nun in London, und Herr Angell hat die Frage in der gewiß nicht der Begeisterung für Deutschland verdächtigen Daily Mail dieser Tage ausführlich erörtert: Haben wir Engländer nicht das Interesse eines guten Einvernehmens mit Deutschland genau so wie mit Nordamerika? Die Engländer sind viel zu gewiegte Diplomaten, um nicht jederzeit ein zweites Eisen ins Feuer zu legen. Gewiß ist die Friedensschlange dasjenige Instrument, das wir von englischen Lippen am liebsten gelassen hören, und die Aufgelöser des politischen Wasserstandes können uns keine größere Genugtuung gewähren, als wenn sie wirklich dafür sorgen, daß ihr Marinebudget für 1911, wie angekündigt, nur eine Hochwasserperiode bleibt. Man braucht nicht als prinzipieller Skeptiker zu sagen, daß die Vorfriede gut sei mit einem Galgen daneben, so die Schiedsgerichte gut seien mit einer starken Dreadnoughtflotte zur Seite. Aber da der Engländer sich selbst so gern als Matter-of-fact-Mensch bezeichnet (Tatsachen), so wird ihm Deutschland als Freund nie begehrter erscheinen, als wenn es ihm in ebendritter Gestalt zur Seite tritt. Wenn je der Diplomatie eine dankbare und aller Welt willkommen Aufgabe gestellt worden ist, die der Krönung durch den Nobelpreis wert wäre, so ist es die Feststellung der allen Teilen gleiche Genugtuung gebenden Voraussetzungen, unter denen der ununterbrochene friedliche zivilisatorische Wettbewerb dieser drei Nationen möglich wäre. Sobald die Engländer fähig sind, Selbstbeherrschung zu üben, sobald sie in ihr anmahndes Britannia rule the waves! ihre Herberung der Supremacy auf dem Meere zum Schweißen bringen und die Gleichberechtigung aller Nationen zur See, das mare liberum im Sinne des Grotius anerkennen, ist der Weltfrieden ganz von selbst gesichert.

Die Abstraktionsfrage im Reichstage.
A Trotz des schönen Frühlingwetters war gestern der Reichstag wieder besetzt denn je in der letzten Zeit, und auch die Bundesratsempore wie eine stahlige Zahl schwarzer Gerölle auf. Born an der Ecke ein feiner Gast, der Reichstagsler v. Bethmann Hollweg, und neben ihm die gedrungene Gestalt seines Adjutanten für die Auslandspolitik, des Herrn v. Riberlen-Wächter. Der Etat des Reichstagslers und des Auswärtigen Amtes stand an und somit war einer der berühmten großen Tage zu erwarten. Den Reigen der Redner eröffnete der Vertreter der stärksten Partei, der Zentrumsführer Spahn, der in warmen Worten unserer Beziehungen zu Oesterreich und Italien gedachte und dabei auch des letzteren Jubelfeier Erwähnung tat. Er beleuchtete auch sonst die auswärtige Politik, insbesondere die

Robert Wilhelm Bunsen.

Zu seinem 100jährigen Geburtstag am 31. März 1911.

Als Robert Bunsen fast an der Wende des 20. Jahrhunderts, am 16. August 1809, die Augen für immer schloß, da waren etwa hundert Jahre vergangen, seit der französische Chemiker Laplace die wissenschaftliche Chemie begründet hatte, jene Chemie, deren Forschungswelt zugleich den Ausdruck eines neuen Zeitalters der naturwissenschaftlichen Forschung überhaupt bedeutete. Und unter den Jüngern, die dieser neuen Richtung zum Siege verhelfen, steht in erster Linie Robert Bunsen da, jener Mann, der den Beweis durch das Experiment zur höchsten Vollkommenheit erhoben hat und der für fast jede Theorie oder Hypothese die verächtliche Antwort hatte: Das sind ja nur Vorstellungen. Das ist das Charakteristische der Forscherthätigkeit Bunsens, daß sie jede Spekulation, jede ungewisse Annahme von vornherein verworft. Er war ein Meister des Experiments, und das, was seine Experimente der Chemie und damit der Menschheit gegeben haben, läßt sich eigentlich kaum alles aufzählen. Sein Forscher, weder vor noch nach ihm, hat uns mit so vielen neuen Tatsachen bekannt gemacht, keiner auch nur annähernd so viele neue Apparate geschaffen, Methoden gefunden und die Zahl der für das praktische Leben wichtigen Körper um so viele vermehrt, wie Bunsen.

Sein äusserer Lebensgang ist bald erzählt. Er wurde am 31. März 1811 als Sohn des Universitätsprofessors der neueren Sprachen, Christian Bunsen, zu Göttingen geboren, zeigte aber für das Fach seines Vaters wenig Interesse und ähnelte in Bezug auf seine Neigungen, Helmholtz's mehr dem Großvater, der ein Gelehrter und durch mancherlei Verbesserungen an den Vorlesungsapparaten bekannt gewordener Münzmeister war. 1830, also erst 19 Jahre alt, promovierte Bunsen in der Universität seiner Vaterstadt zum Doktor, und die von ihm in (wie damals noch üblich) lateinischer Sprache abgefasste Dissertation war so vor-

züglich, daß sie preisgekrönt wurde. Dann aber — so eigenartig dies für einen Gelehrten klingen mag — begab sich der junge Doktor auf die Wanderlust und durchwanderte wie ein Handwerker mit dem Kiesel auf dem Rücken Deutschland, Frankreich, Oesterreich und die Schweiz, um die verschiedenen Laboratorien dieser Länder und ihre hervorragenden Gelehrten zu besuchen und kennen zu lernen. Nach dreijähriger Wanderlust kehrte er nach Göttingen zurück, wo er 1836 seine Lehrtätigkeit begann. 1838 jedoch reiste er als Nachfolger von Wöhler an die Gewerbeschule nach Kassel über. 1839 wurde er außerordentlicher, 1842 ordentlicher Professor in Marburg, von wo er 1851 nach Breslau ging, um dann 1852 für den Rest seines Lebens nach Heidelberg überzusiedeln, an dessen Universität er jahrzehntelang als einer der größten Herzen wirkte. Aus dem Heidelberger Laboratorium kamen auch die meisten seiner Entdeckungen. Hier entfaltete er jene Lehrtätigkeit, die Schüler aus allen Weltteilen nach der alten Universitätsstadt zog; hier begründete er jene Schule, aus der die hervorragendsten Gelehrten hervorgingen, und hier übernahm er in seiner Eigenart so sehr mit der Stadt und der Alma mater, daß (um ein bekanntes Sprichwort zu variieren) niemand in Heidelberg gewesen war, der dort nicht auch Bunsen gesehen hätte.

Und so rastlos war seine Tätigkeit, daß er von früh bis nachts im Laboratorium stand — ja, wie er selbst einst behauptete, deswegen nicht heiratete, um nicht von seinen wissenschaftlichen Arbeiten abgelenkt zu werden. Haben wir aus der Fülle seines Schaffens nur das Wichtigste hervor, so zeigt sich schon in seinen jungen Jahren die künftige Größe. Noch als Student gelang es ihm, ein Mittel gegen Vergiftungen durch Arsenit zu finden, und dieses Mittel (frisch gefälltes Eisenhydroxyd) ist heute noch als wirksames und fast einziges bis jetzt bekanntes Gegengift im Gebrauch. Ueberhaupt sind fast die ganzen ersten Jahre seiner wissenschaftlichen Tätigkeit durch den Umgang mit gefährlichen Stoffen, in erster Linie mit Arsenverbindungen, ausgefüllt. Er stellte hierbei derartig giftige Stoffe her, daß er mit einer Maske vor dem Gesicht arbeitete

mußte, von der ein langes Rohr weit hinaus in die frische Luft führte, um ihn vor dem Einatmen der Dämpfe zu schützen. Einmal, als durch eine Explosion das Rohr gerüttelt wurde, lag er lange Zeit an einer schweren Vergiftung darnieder; und aus jener ersten Vergiftung trug er seinen trockenen Husten davon, der ihn sein ganzes Leben lang quälte und gegen den er eine schlechte Zigarre rauchte, die in ganz Heidelberg als Bunsen-Zigarre bekannt war. Später verlor er ein Auge, dann fiel er fast von der Höhe eines Hochofens, als er durch die dort austretenden Gase betäubt wurde — und so hat sein wissenschaftliches Wirken sein Leben noch gar oft in Gefahr gebracht. Insbesondere auch damals, als er die berühmten Geyserquellen auf Island untersuchte, deren fonderbare und auf der Welt fast einzig bestehende Erscheinungen ihm im Jahre 1848 aufzufinden gelang. Noch heute müssen wir das, was Bunsen damals über die Erscheinungen dieser merkwürdigen Springquellen angab und was er durch Versuche im kleinen bewies, als richtig anerkennen.

Als Bunsen sich seiner Tätigkeit widmete, verstand man zwar feste und flüchtige Körper zu analysieren (d. i. in ihre Bestandteile zu zerlegen), und insbesondere der Berliner Chemiker Rose war es, der die Methoden dieser Analyse zu hoher Vollkommenheit ausgebildet hatte; hingegen fand man den Gasen fast vollkommen ratlos gegenüber. Da war es Bunsen, der die ersten brauchbaren Methoden der Gasanalyse schuf und damit dieses wichtige Gebiet der Forschung erschloß. Sein Verfahren wurde in der Gasgasindustrie, bei der Untersuchung von Hochöfen usw. angewendet, und heute noch wären wir in Bezug auf die Ausgestaltung des Gasometers, der Luftschiffahrt, in Bezug auf die Erkenntnis der Zusammenfassung der Luft und verschiedener Gasgemische ohne Bunsen wohl nicht so weit gekommen. Aber auch die Analyse der festen und flüchtigen Körper hat er beträchtlich gefördert: Nicht nur, daß er zeigte, wie man durch einen systematischen Analysegang jedes Gemisch anorganischer Stoffe nicht nur zerlegen, sondern auch das Mischungsverhältnis seiner einzelnen Bestandteile bis auf Hunderttausend genau fest-